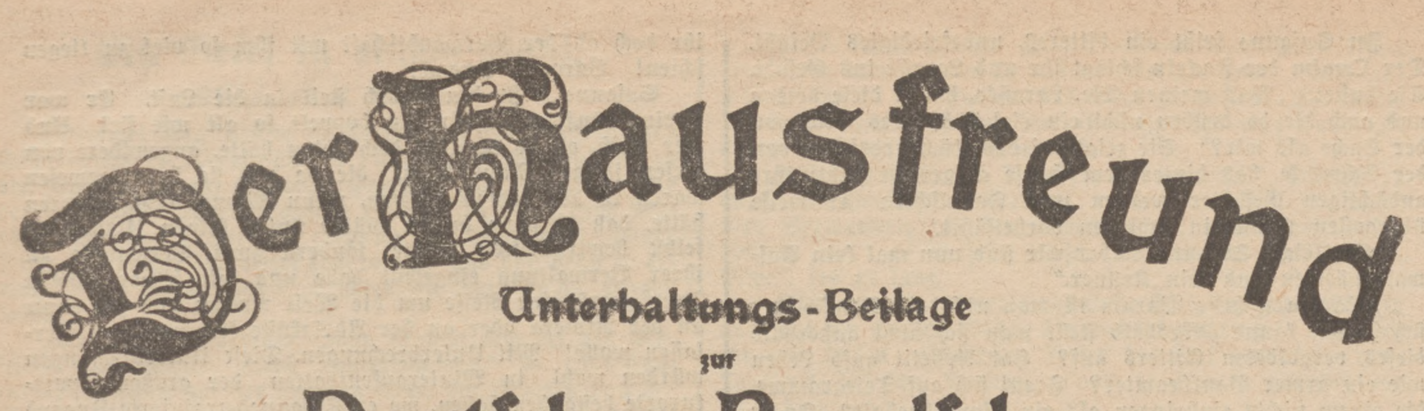


Nr. 237. Bromberg, den 14. Oktober 1930.

# Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.



6. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

„Wieviel bekommen Sie für Ihre Arbeit, Fräulein Bach?"

Vera kann nicht gleich antworten. Der Tumult rundherum wächst mit jedem Augenblick, zwei spitze Stimmen kreischen auf, drüben bei den Schwestern Borchard ist ein Sektkübel umgefallen. In der Ecke drängen sich drei Paare um den Lautsprecher, der eine nächtliche Barmusik aus London schnarrt. Vera bekommt eine kleine nervöse Linie quer über die Kinderstirn.

„Zweihundert Mark, Fräulein Vandenberg."

„Im Monat — oder nein —"

„Hoheit meint in der Woche, nicht wahr, Salomé? In der Woche wäre es ganz nett, was, Spatz? — Leider muß es einen Monat reichen."

„Einen Monat! —" Susanne lächelt verlegen und sieht Vera an, als bäte sie sie um Entschuldigung. „Ich kann das nicht recht beurteilen. Ist es sehr wenig? Ich habe keinen Vergleich. — Sie sagen, daß Sie Ihre Arbeit gern tun? Wie alt sind Sie eigentlich?"

„Vierundzwanzig."

Susanne betrachtet den schmächtigen Körper. „Strengt der Beruf sehr an? Halten Sie dieses Leben immer mühelos aus?" Sie denkt an die verunglückte Abfahrt in der S-Kurve. Die kleine Person ist ohne Zweifel schwächlich.

„Manchmal wird es mir schwer. Wenn die Arbeit sich abends hinzieht bis neun, zehn — statt um sieben aufzuhören. Morgens um acht sind wir die ersten, die anfangen, die Telegramme müssen übersetzt, Verstümmelungen gesucht und gefunden sein, bevor die Prokuristen kommen. Manchmal kann ich nicht mehr abends."

„Und dann?"

Vera lächelt, sonderbar und nachsichtig. „Dann gibt man sich einen Ruck, trinkt einen starken Kaffee — und das Nichtkönnen geht vorüber." Sie zögert, spricht dann aber doch weiter: „Einmal war ich schon im Sanatorium. Von der Krankenkasse. Lungenspitzenkatarrh. Sechs Wochen. Vor zwei Jahren."

Jo nickt. Seine unruhigen Augen sind wieder warm geworden. „Da wog sie achtundneunzig Pfund, Fräulein Vandenberg. Man konnte sie herumtragen wie ein Kind."

Vor zwei Jahren kannte dieser Kohlschreiber sie also schon! Welche seltsame Freundschaft haben die zwei miteinander? Sie sind doch so verschieden! — „Achtundneunzig Pfund?" wiederholte Susanne mitleidig. Dann häuft sie plötzlich hastig große Löffel voll von Schlagsahne auf Veras Teller. Jetzt aber denkt Vera nicht mehr an Ablehnung und Verlegenheit. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, Fräulein Vandenberg. Aber der Katarrh ist ja längst ausgeheilt."

Während sie eifrig löffelt, sieht sie schelmisch zu Susanne auf: „Hätten Sie etwa Lust zu einer Kabelabteilung?"

Susannes Mundwinkel zucken. „Quien sabe . . ."

„Auf deutsch: wer weiß", sagt Jo Kohlschreiber.

„Sprechen Sie spanisch, Jochanaan?"

„Si, hombre. Man kann ja nicht wissen, ob nicht eines Tages die Pforten sich doch noch öffnen für den Schlepper des fremden Goldes. Nach Westen, o nach Westen hin! — Vielleicht beflügelt sich ja der Kiel doch noch mal."

Die andern können kaum noch seine letzten Worte verstehen. Draußen gellt eine bei jedem Ton überschnappende Trompete. Ein chaotischer Aufbruch setzt ein. Schwarzer Qualm dringt durch die Tür. Man hat die Fackeln angezündet. Die Flammen züngeln vor dem Schnee, der gelbrot überflackert wird.

Susanne bleibt beharrlich sitzen, obgleich sie mehrere Male ihren Namen rufen hört. Nach Südamerika will er auswandern! Was will er dort tun? Was für Pläne hat ein solcher Mensch, der seine Arbeit haßt und verachtet?

Jo Kohlschreibers Schicksal will sie wissen. Sie muß noch mit ihnen sprechen. Wenn nur dieser Aufbruch sich etwas schneller abwickeln wollte, daß man wieder sein eigenes Wort verstehen kann. „Lassen Sie uns noch bleiben! Wir fahren später. Lassen Sie diese wilde Gesellschaft allein abfahren!"

Aber Vera hat sich zu Jo gewendet. Sie spricht leise und entschlossen auf ihn ein. Jo steht plötzlich in vollkommen gesellschaftlicher Haltung vor Susanne. „Fräulein Bach möchte mit mir heimlaufen, gnädiges Fräulein. Sie dankt verbindlichst für die Einladung. Aber es geht gegen unsere Abmachung, die älter ist. Dürfen wir Ihnen also danken und uns verabschieden?"

Susanne hat sich verfärbt. Vera zieht bereits ihren linken Handschuh an und greift nach den Schistöcken. Sie bekommt einen Korb. Von diesen armen Schluckern.

„Wie Sie wollen, Fräulein Bach. Leben Sie wohl!" Sie fühlt Jos festen, langen Händedruck und ist jäh versöhnt. „Wo leben Sie eigentlich, Fräulein Vera?"

„In Hamburg."

Von morgens um acht ist sie im Bureau, und abends wird es zuweilen zehn, und wenn sie Glück hat, darf sie um sieben nach Hause gehen. Sie hält Veras Hand fest: „Ich bewundere Sie. Good luck. Bleiben Sie gesund!"

Sie geht rasch zur Tür. Da steht Larassée. Draußen verschwinden die ersten Schlitten schon im Wald. Der Himmel ist voller Sterne. Die Kälte beißt intensiver als vor einer Stunde.

Larassée ist höflich und spricht von alltäglichen Dingen, als sie neben ihm in dem grünen Schlitten sitzt. Gut, daß er Kavalier genug ist, um die Herfahrt zu ignorieren, denkt Susanne.

Als sie am Gartentor vorbeikommen, stehen die beiden Schifahrer am Gitter und grüßen mit den Stöcken. „Schiheil!" ruft Susanne laut. Die beiden Stimmen antworten freudig. Dann drehen Jo und Vera ihre Schi dem Waldweg zu und gleiten, umspielt vom Licht der Fackeln, zwischen den Bäumen davon.

In Susanne frißt ein bitteres, unbefriedigtes Gefühl. Der Qualm der Fackeln schlägt ihr und Larassé ins Gesicht. Sie hustet. „Was meinen Sie, Larassée, haben diese beiden und auch die da drüben nicht ein viel hübscheres Bild von der Sache als wir?" Sie zeigt auf das Küchenpersonal von der Schmücke, das hinter dem Hause aufgereiht steht: ihre andächtigen Gesichter werden vom Fackelschein ruckweise übergossen, wenn ein Schlitten vorbeifährt.

„Vielleicht, Susanne. Aber wir sind nun mal kein Aufwaschmädchen und kein Kellner."

„Warum nicht? Warum ist man nicht ein Mensch, der sich freuen kann? Weshalb stellt man sich nicht außerhalb dieses vergoldeten Gitters auf? Hat Appetit aufs Leben wie ein armer Bankbeamter? Freut sich auf Telegramme, die einem nichts einbringen als ein Monatsgehalt? Spart für vierzehn Tage Ferien, in denen man unmenschlich glücklich und verzaubert ist und mit entrückten Augen herumrennt und nachts noch Abhänge herunterrutschen muß, weil der Tag für die Seligkeit nicht ausreicht? — Warum eigentlich nicht?"

Larassé antwortet nicht gleich. Erst als Susanne schon auf keine Antwort mehr rechnet, schreckt er sie mit einem Satz aus ihren, eigensinnig immer wieder das Leben dieser beiden Fremden, Neuen, umkreisenden Gedanken auf:

„Sie sind total überspannt, meine liebe Suzanne."

Sie dreht schnell den Kopf. Er lächelt höhnisch vor sich hin. Er hat die Maske fallen lassen. Gut. So gründlich fallen lassen, daß es ihm sogar einerlei ist, ob sie es merkt oder nicht.

Das letzte Spiel hier in Oberhof ist zu Ende.

Und sie hat verloren.

Sie betrachtet das feine, spöttische Profil, die dünnrückige, schmale Nase, den festen, rassigen, genußsüchtigen Mund. Schade. Er hat ihr gefallen.

Sie zieht mit unsicheren Fingern den Mantelkragen hoch um ihr Gesicht und starrt schweigend durch den Qualm und das Flackern der verkohlenden Fackeln vor sich hin.

## 5. Kapitel.

Susanne sitzt in einem Zimmer im ersten Stock der Pension Rollin an der Alster. Sie bückt sich über ein Heft, in dem sie schreibt. Mit der linken Hand verfolgt sie einen Text in einem kleinen Buch. Ihre dunklen, sorgsam gezogenen Brauen sind eng zusammengerückt. Ob die anderen Systeme ebenso schwer sind?

Sie bewegt ungeduldig die Beine, die in engen Reithosen stecken. Das schwarze Jackett hängt schon auf dem Stuhl neben ihr. Sie sieht zum Fenster hinaus: hinter der breiten Spiegelglasscheibe stiebt ein Regenschauer, untermischt mit Schneeflocken, vorbei. Die Alster wogt grau und aufgeregt hinter kahlästigen Bäumen. Um diese Jahreszeit ist ihr Norddeutschland völlig unbekannt. Noch dazu Hamburg, wo es immer regnet und der Westwind den Himmel mit Wolken überhäuft.

Gleich ist es drei. Dann muß sie zur Reitbahn. Die Lektion ist aber noch nicht annähernd fertig.

Sie schiebt das Heft über den Tisch und zündet sich eine Zigarette an. Das süße Aroma ägyptischen Tabaks zieht durch das überheizte Zimmer. Sie dehnt wieder die Beine. Es wird Zeit, daß sie sich bewegt. Dieses Stillsitzen in der Handelsschule ist mühselig.

Sie setzt sich lauernd auf, als hätte sie diesen Gedanken laut ausgesprochen und jemand hätte ihn belauschen können. Keine Spur mühselig, Mama, sagt sie halblaut in das leere Zimmer hinein. Keine Spur —

Sie geht zum Toilettentisch und bestäubt ihre Hemdbluse mit Chypre. Es macht sogar kolossal viel Spaß, Mama. —

Sie lacht amüsiert auf, so oft sie an den Vormittag denkt, der dem Fackelschlittenausflug folgte. So in Zorn hat sie Mama noch nie gesehen, als wie sie Baron Schencks Antrag ablehnte! Und noch nie einen so raschen Stimmungsumschlag, ein so unverhohlenes Aufatmen, als sie hörte, daß ihre Tochter sich für einige Zeit von ihr zu trennen gedenke.

Arme Mama! Jetzt ist sie um zehn Jahre jünger, seit Susanne nicht mehr als lebendiger Zeitmesser neben ihr geht. Jetzt kann sie ihren Baron ja selber heiraten, wo ihr doch an der Verwandtschaft mit ihm so viel zu liegen schien! Baronin Schenck!

Susanne stößt den Rauch steil in die Luft. Er war zweiundfünfzig. Mehr als doppelt so alt wie sie! Und wer weiß, ob sie es nicht doch getan hätte, angewidert von diesen jungen Raubfischen, die da um sie herumgewesen waren in den letzten Wochen, wenn Mama nicht verraten hätte, daß er seine beiden Güter unter keinen Umständen selbst bewirtschaften wollte, sondern zwei Verwandte zu ihrer Verwaltung eingesetzt habe und mit seiner jungen Frau zuerst eine Reise um die Welt machen und sich dann an der Riviera oder an der Adriaküste für immer niederlassen wolle! Mit Unterbrechungen. Diese Unterbrechungen würden wohl in Winteraufenthalten der großen Sportkurorte bestanden haben, wo er Susannes trainierte Jugend spazierenführen wollte.

Susanne raucht aufgeregt. Sie hätte es getan, wenn ein Gut mit seinen neuen Pflichten dagewesen wäre, ein großes Gut, wo es Forstwirtschaft und Pferdezucht gegeben hätte, vielleicht eine Hundemeute, preisgekröntes Geflügel: mit einem Wort, Pflichten.

Aber reisen? Wieder mit drei Schrankkoffern von einem Bad zum andern, wieder dieselben stereotypen Erscheinungen an sich vorüberziehen sehen, Nichtstuer, Flaneure, intrigante Frauen, diese erotische, gelangweilte, bis zum Laster erhitzte Gesellschaft! Und neben sich einen zweiundfünfzigjährigen Mann?

Es schlug drei von einer Kirche. Sie wirft die Hefte zusammen, steckt die Zigarettenschachtel ein und zieht das schwarze Jackett an. Als sie vor den hohen Spiegel tritt, ist sie zufrieden. Es sitzt noch immer tadellos, obgleich es schon drei Monate alt ist. Dafür ist es ja auch bei Worth in Paris gemacht.

Gut, daß Lisette es mit eingepackt hat in Düsseldorf. Sie wird keine Kostüme von Worth mehr kaufen können. Sie muß jetzt sparen. Mama hat ziemlich aufreizend gelächelt, als sie ihr erklärte, daß sie auf keinen Fall mehr als tausend Mark mitnehmen und sich das übrige selbst verdienen wolle. Diese kleine Vera verdient zweihundert Mark im Monat. Tausend Mark sind beinahe beschämend. Aber schließlich muß sie erst lernen. Wenn schon Saison wäre, hätte sie Golflehrerin werden können. Aber noch schneit es draußen. Und das wäre wieder ein ziemlich faules Leben geworden . . .

„Herein!" ruft sie, denn es klopft schon zum zweitenmal an der Tür.

Das Stubenmädchen steht draußen. Es hält ein Papier in der Hand. „Gnädiges Fräulein möchten so liebenswürdig sein."

Susanne nimmt den zusammengefalteten Bogen. „Eine Rechnung? Jetzt schon? Ich bin doch erst acht Tage hier."

„Gnädiges Fräulein möchten entschuldigen, aber die Pension wird immer im voraus bezahlt."

„Schön." Sie winkt dem Mädchen. Das geht über die Läufer davon. Susanne will das Blatt auf den Tisch werfen, besinnt sich aber und faltet es auseinander. Dreihundert Mark. Dazu zehn Prozent Bedienung. Heizung. Telephongebühren. Transport der Koffer von der Bahn. Ein Auto. Beinah vierhundert Mark. . . .

Sie steht am Tisch und sieht auf die Rechnung herunter.

Dann schellt sie plötzlich heftig. Das Mädchen muß in der Nähe geblieben sein, denn es ist sofort da.

Susanne macht einige heftige Schritte auf die Tür zu. „Fragen Sie Frau Rollin, warum das so viel ist!"

Das Mädchen bleibt stehen. „Fragen Sie!" ruft Susanne ungeduldig.

„Entschuldigen gnädiges Fräulein, die Rechnung stimmt."

„So? — Woher wissen Sie das?"

Das Mädchen verzieht das Gesicht nicht. „Ich schreibe die Rechnungen, gnädiges Fräulein. Es ist alles in Ordnung."

Susanne sieht sich das Mädchen genauer an. „Und Frau Rollin?" fragt sie unwillkürlich.

„Frau Rollin besorgt nur den gesellschaftlichen Teil."

Susanne muß lachen. Frau Rollin ist die dicke, asthmatische Frau, die in grauer Seide bei den Mahlzeiten durch die Zimmer schwebt und sich stereotyp nach dem Wohlbefinden ihrer Gäste erkundigt.

(Fortsetzung folgt.)

# Ein Brief in einem Boot.

**Skizze von R. Di Mayo.**

„Dreimal lang“ heulte die Sirene des alten sizilianischen Frachtdampfers „Maria Madre“, daß der Herbstabend bis zu den Sternen hinauf erzitterte: der Ruf zur Ausfahrt. Als der Lotse an Bord stieg, brachte er Post für den Ersten Maschinisten mit. Centurini erkannte die Handschrift seiner Frau und drehte den Brief zögernd hin und her, denn er erwartete aus der Heimat Nachrichten, die ihm sehr am Herzen lagen.

„Oh Capo“, rief einer, „man braucht Sie bei der Maschine, Sie möchten gleich 'runterkommen.“ — „Oi Centurini“, krächzte auf der anderen Seite der Kapitän von der Brücke, „ist die Maschine bereit?“ — „Gleich!“ brummte der Capo Machinista zurück, steckte den Brief ungeöffnet in seine Geldtasche, die schon manche Sammlung von Banknoten erlebt hatte und wieder einmal für einen Scheck nach Hause reif war, zog seine Kesseljacke an und eilte in den Maschinenraum. Zehn Minuten später stampfte die „Maria Madre“ in die unfreundliche Nacht hinaus.

Centurini war unablässig auf der Jagd nach undichten Kolben und Schiebern oder unrichtigem Zug. Man hätte glauben mögen, die Kohle ginge nicht aus der Tasche des Reeders, sondern aus seiner eigenen, was übrigens teilweise richtig gewesen wäre. Centurini gelang es nämlich, den Verbrauch erheblich zu vermindern, seit er den Kasten übernommen hatte. Er stellte jedoch sein Licht ruhig unter den Scheffel und schrieb nach wie vor die herkömmliche Menge an. Dafür übernahm man von den Kohlenhändlern etwas weniger Bunker, als auf die Rechnung kam, und machte mit ihnen für das Fehlende halbpart: Bausteine für eine Villa, in der man sich, so der Himmel wollte, zur Ruhe setzen konnte, mit der lieben Gattin und — wenn es nun doch noch dazu kam — mit dem so lange ersehnten Kinde.

Oben war inzwischen seine Koje offen und beleuchtet geblieben. Aufs Bett geworfen, lag ein Rock, aus dem eine dicke Brieftasche hervorschaute. Kein Wunder, daß Minitsch darauf ein Auge geworfen hatte: Minitsch, der kürzlich angeheuerte dalmatinische Feuermann, dem nichts entging, was nicht festgenagelt war und sich — wie Stiefel, Ölhäute, Schraubenschlüssel — irgendwie zu Gelde machen ließ. Allerdings wechselte nichts den Besitzer, ehe Minitsch es sich reiflich überlegt hatte, ob Minitsch sollte, oder ob Minitsch lieber nicht sollte. Die Geldtasche des Capo war ein zweifelhafter Fall.

Als es aber den großen Krach gab, „sollte Minitsch“. Kam man davon, tröstete es für den ausgestandenen Schrecken. Mußte man „ertrunken sterben“, war es auch Wurst.

Centurini hatte sich endlich entschlossen, die Maschine für eine Weile allein laufen zu lassen. Als er die Treppe hinaufstieg, warf ihn ein heftiger Stoß wieder in den Maschinenraum hinunter, wo er bewußtlos liegen blieb. Er kam erst zu sich, als ihm kalter Wind ins Gesicht wehte, und fand sich in den Armen eines seiner Heizer, der ihn in ein Rettungsboot verstaute. — —

Die trübe Morgendämmerung beleuchtete ein rauschendes Heer weißer Lämmer und ein einsames Boot, in dem zehn Überlebende arbeiteten. Als elfter lag der Capo Machinista darin, dem man mit einem abgerissenen Hemdärmel seine Kopfwunde verbunden hatte.

„Und zu denken“, stieß er plötzlich hervor, „daß ich hier elend zugrunde gehe, ohne etwas von dem Kleinen zu wissen!“ Der Erste Offizier sagte etwas über Frieden in der Seele und Abfahren. — „Aber wissen möchte ich es wenigstens vorher, ob es gesund ist . . . ob es ein Junge ist oder ein Mädchen . . .“

Centurini sprach wirre Dinge von einem ungeöffneten Brief. Dem Feuermanne Minitsch gab es einen Stich unter der Magengrube. Aber man konnte doch die Tasche nicht herausgeben, ohne sich als Dieb zu verraten . . .

Es blies in Sturmesstärke. Die ermüdeten Leute wurden in ihren Bewegungen unsicher. Mehr als einmal kamen sie in Gefahr, in einer Sturzsee zu kentern. — Wie, wenn man nur den Brief allein hergab? Erstens war es schade um das Geld . . . Was aber, wenn die Wahrheit herauskam und die Kollegen den Minitsch, zum Beispiel, ins Meer warfen? Oder wenn sie, zum Beispiel . . .

Wasser schlug herein. „Oh Madonna Santissima! Ohne etwas von dem Kleinen zu wissen!“ rief der Capo. Noch einmal gelang es den Leuten, das Boot zu halten. Da fühlte der Erste Offizier einen Rippenstoß und sah eine Hand mit einem violetten Briefe neben sich.

„All'egregio signor Salvatore Centurini!“ brüllte er durch das Heulen des Wetters. „Oh Capo, Post für dich.“ Der Verwundete riß den Umschlag auf und überflog die Zeilen. „. . . er ist sehr hübsch und wartet auf seinen Papa“, las er laut.

„Oi Ragazzi“, donnerte der Erste Offizier, „schmeißt mir nur jetzt um Gottes Willen die Gondel nicht um! Und daß ihr mir diesen glücklichen Vater da heil ausladet, verstanden? Zufassen, Ragazzi, ej'opp, eins zwei, wie bei der Kriegsmarine.“

Die Leute legten sich in die Riemen, daß es knarrte. Es war eine Freude, wie sie die „Gondel“ in der Richtung hielten. Drei, vier Stunden arbeiteten sie mit hartnäckiger Ausdauer. Keiner sprach ein Wort. Befehl war gegeben, diesen glücklichen Vater da heil auszuladen. Der Befehl brauchte nicht wiederholt zu werden.

Es kam ihnen fast selbstverständlich vor, daß endlich die Umrisse von Küstengebirgen aus dem Dunst hervortraten. Als sie das Boot in eine Bucht gesteuert und durch die Brandung auf flachen Strand geschoben hatten, wies Minitsch auf einen Rauch, der aus dem nahen Walde aufstieg. „Wartet hier, ich werde Leute holen“, sagte er und verschwand zwischen den Bäumen.

Die Waldarbeiter kamen zwar bald, aber ohne Minitsch; der nach Osten — oder nach Westen — allein weitergegangen war: mit Centurinis Bausteinen, natürlich. Aber was sind ein paar tausend Lire, im Grunde genommen?

---

# Der Fluch des „Blauen Diamanten“.

**Verhängnisvolle Juwelen. — Die Smaragde Peters des Großen. — Ein Unglücksstein geht mit der „Titanic“ unter.**

**Von Günther Erlenbeck.**

Auf einem Patrouillengang durch den Newyorker Zentralpark stieß ein Schutzmann eines Abends auf einen heruntergekommenen, auf einer Bank schlafenden Menschen. Da der Mann vollkommen erschöpft und beinahe verhungert war, brachte der Polizist ihn in einem schnell herbeigerufenen Auto nach der nächsten Polizeiwache. Ein Arzt bemühte sich um den nahezu Bewußtlosen; inzwischen untersuchte man dessen Kleider und fand dabei auf seiner Brust einen kleinen ledernen Beutel und darin zur allgemeinen Überraschung einen funkelnden, blau schimmernden Edelstein von offensichtlich ungewöhnlichem Werte. Der herbeigerufene Polizeioffizier erinnerte sich sofort einer vor längerer Zeit durch die Zeitungen gegangenen Nachricht von der Ermordung eines englischen Lords, wobei dem Täter der sogenannte „Blaue Diamant“, mit dessen Besitz sich angeblich ein Fluch verband, in die Hände gefallen war. Er zweifelte keinen Augenblick, den Mörder vor sich zu haben, unterwarf den Unbekannten einem strengen Verhör, und dieser legte, da er keinen Ausweg sah und der bei ihm gefundene Stein ihn überführte, ein offenes Geständnis ab. Er war als Diener in das Haus des englischen Edelmannes gekommen, hatte dort festgestellt, wo sich der wertvolle Stein befand, und dann, da er des Juwels nicht anders habhaft werden konnte, seinen Herrn ermordet. Mit dem Raub flüchtete er nach Amerika. Aber der Fluch des „Blauen Diamanten“ verfolgte ihn. Der Mörder erkrankte; da er infolgedessen nicht arbeiten konnte, ging sein Geld bald zu Ende, und er vermochte seinen Plan, nach Südamerika zu gehen und den Stein dort zu verkaufen, nicht ausführen. So kam er immer mehr herunter; den Diamanten in Newyork zu veräußern, wagte er nicht, da er dort mit seiner Verhaftung rechnen mußte; es trat somit der paradoxe Fall ein, daß der Besitzer eines der wertvollsten Steine der Erde beinahe verhungert wäre. Er wurde nach England ausgeliefert und starb ein Jahr später in London am Galgen.

Außer diesem „Blauen Diamanten“ ist noch eine Reihe anderer Edelsteine bekannt, die ihrem Besitzer Unglück zu bringen pflegten. Da sind z. B. die vier Smaragde Peters des Großen von Rußland, eine goldene Brosche mit vier

Steinen, die den Beinamen „Juwelen der Eifersucht“ trugen. Ursprünglich im Besitz des Zaren gingen sie verloren, als der Herrscher auf einer Schlittenfahrt nach Moskau von Räubern überfallen und bei dieser Gelegenheit der Brosche beraubt wurde. Erst nach Jahren konnte man die Täter ermitteln und sie nach Landesbrauch henken; die bei ihnen noch vorgefundenen Edelsteine gelangten in den Besitz der Großfürstin Sophie, die sich ihrer allerdings nicht lange erfreuen sollte. Eines Tages kam es zwischen ihr und ihrem Gatten zu einer Eifersuchtsszene, in deren Verlauf die Frau den Großfürsten mit ihrem Dolche schwer verwundete und darauf Hand an sich selbst legte. Ein gleiches Geschick traf die nächste Besitzerin der Smaragdbrosche, eine Hofdame der Zarin Maria Feodorowna. Auch Maria Kettsura, die als die schönste Frau Rußlands galt, starb in der Revolution einen fürchterlichen Tod, nachdem sie einige Zeit die Smaragde ihr eigen genannt hatte. Sie scheint das Opfer der Unglückssteine gewesen zu sein.

Lang ist endlich auch die Reihe der Opfer des sogenannten Hope-Diamanten, eines blau-grünen Steines von ungewöhnlicher Schönheit und entsprechendem Werte. Seine Geschichte beginnt mit dem Tage, da der englische Juwelier Tavernier den Stein an Ludwig XIV. von Frankreich verkaufte. Das erste Opfer war die Königin Marie Antoinette, die das Juwel über alles liebte und es bei jeder Gelegenheit zu tragen pflegte. Sie endete bekanntlich auf dem Schafott, nachdem sie sich noch auf dem letzten Hoffeste vor ihrer verunglückten Flucht mit dem blau-grünen Diamanten geschmückt hatte. Ihr Nachfolger im Besitz des Steines, ein schwerreicher Amsterdamer Juwelier, starb im größten Elend, ebenso wie ein weiterer Besitzer, Francis Beaulieu, der buchstäblich verhungerte. Viele Jahre blieb der Stein verschwunden, ein Zufall brachte ihn dann wieder zum Vorschein. Ein reicher englischer Bankier, Sir Thomas Hope, kaufte ihn. Ihm selbst scheint der Diamant nicht geschadet zu haben, wohl aber seinem Enkel Lord Francis Hope, dessen Ehe mit der amerikanischen Schauspielerin May Johe außergewöhnlich unglücklich verlief und bald geschieden wurde. Im Jahre 1901 verkaufte Lord Hope den Stein an einen gewissen Jaques Colot, der ihn aber schleunigst an einen russischen Aristokraten, Fürst Karritowski, weiter veräußerte. Bald zeigte sich wieder die unglückbringende Kraft des Diamanten: Der Fürst endete nach kurzer Zeit im Wahnsinn. Vor seinem Tode hatte er das Juwel der bildschönen Tänzerin Ladue von der Pariser Folies-Bergère geschenkt, die schon am ersten Abend, wo sie es getragen, in ihrer Theatergarderobe plötzlich verschied. Aus ihrem Nachlaß erwarb Sultan Abdul Hamid das Unglücksstück, um es seiner Favoritin Salma Zubaya zu schenken. Er hatte ihr damit einen schlechten Dienst erwiesen, denn bald brach die Revolution aus, und als eins ihrer ersten Opfer fiel die schöne Salma unter den Dolchen der Aufrührer. Auch die letzte bekannte Besitzerin des Hope-Diamanten, die Gattin eines reichen Washingtoner Zeitungsverlegers, fand ein vorzeitiges Ende: Sie wurde von einem Auto überfahren und getötet.

Das weitere Geschick des Steines ist nicht sicher bekannt. Wie es heißt, hat er sich an Bord der unglücklichen „Titanic“ befunden, die im Jahre 1912 sank und 1600 ihrer Passagiere mit in die Tiefe nahm. Sollte das der Fall sein, so darf die Unglückskette wohl als beendet gelten. Denn aus der Tiefe, in der die „Titanic“ liegt, holt wohl kaum jemand den blau-grünen Stein wieder herauf.




* **Die vernünftige Schönheitskonkurrenz.** Schönheitskonkurrenzen hat es in der letzten Zeit bis zum Überdruß gegeben, ohne daß in den meisten Fällen viel Vernünftiges dabei herausgekommen wäre. Ganz anderer Art war dagegen ein Wettbewerb, den die Stadt Campos im brasilianischen Staate Rio de Janeiro kürzlich veranstaltete. Den Preis erhielt nicht die Teilnehmerin, die am besten gewachsen war und über das hübscheste Gesicht verfügte, sondern diejenige, die in dem billigsten, zugleich aber auch schönen Kostüm erschien. Den Sieg errang eine junge Dame, die zu ihrem Kleide Stoff im Werte von nur 50 Pfennigen je Meter verwandt hatte, und als Preis erhielt sie ein Sparkassenbuch über die Summe von 25 Mark. — In Campos scheint es wirklich noch vernünftige Leute zu geben.

* **Antike Büste mit geschminkten Lippen.** Vor kurzem wurde bei den neuen Ausgrabungen in Pompeji die Büste der römischen Kaiserin Livia ausgegraben. Wie bekannt, lebte die Kaiserin zur Zeit Christi. Die ausgegrabene Büste ist aus gefärbtem Marmor. Die lebendigen Farben geben eine ausdrucksvolle Vorstellung von dem bildschönen Gesicht der Herrscherin Roms. Aus der Farbe der Lippen geht hervor, daß sie beim lebenden Modell grell geschminkt waren. Der kostbare Fund ist in einer 2000 Jahre alten Villa entdeckt worden.

* **In 67 Jahren keinen Tropfen Wasser getrunken.** Ein in Newyork wohnender Mann, Harry Bartinger, der kürzlich 100 Jahre alt geworden ist, kann sich rühmen, seit 67 Jahren keinen Tropfen Wasser mehr getrunken zu haben. Während des amerikanischen Bürgerkrieges wollte er aus einem Flusse Wasser trinken, als er aber in demselben einige tote Pferde liegen sah, empfand er einen solchen Abscheu, daß er sich vornahm, nie mehr Wasser zu trinken. Und das hat er jetzt seit 67 Jahren durchgeführt.

* **Strenge in China.** In Peiging, so heißt jetzt die chinesische Hauptstadt Peking, wurden kürzlich strenge Maßregeln gegen das Trinken und Rauchen erlassen. Junge Männer, Mädchen und Frauen unter 20 Jahren dürfen fortan keinen Alkohol mehr trinken und nicht mehr rauchen. Diejenigen, die diese Bestimmungen übertreten, müssen für jeden Fall eine entsprechende Buße bezahlen. Wenn es sich um Jungen oder Mädchen von weniger als 13 Jahren handelt, müssen die Eltern die Buße bezahlen. Den Tabakverkäufern wurde verboten, Zigaretten an Personen mit kränklichem Aussehen zu verkaufen.

* **Konsultation mit Zwischenfällen.** Ein peinliches Abenteuer, das fast schlimme Folgen gehabt hätte, passierte dem französischen Professor Widal, als er mit zwei Kollegen zu einer Konsultation in ein Schloß in der Provinz gerufen wurde. Die drei Herren hatten sich lange nicht gesehen und tauschten, als sie allein waren, um über den Zustand des Kranken zu beraten, in fröhlichster Stimmung Erinnerungen aus. In diesem Augenblick entdeckte Dr. B., der jüngste von ihnen, eine mit einem prächtigen Helm gekrönte Rüstung. Übermütig setzte er sich den Helm auf den Kopf. Der Verschluß schnappte ein, das Visier schloß sich. B. lachte sehr, aber bald klang das Lachen etwas gezwungen. Vergebens bemühten sich die beiden anderen Ärzte, den Verschluß zu lösen und Dr. B. zu befreien. Nach einer Viertelstunde mußten sie ihre Versuche aufgeben, die dem Gefangenen die heftigsten Schmerzen bereitet hatten. Man beschloß, die Familie zu ersuchen, einen Schlosser holen zu lassen. Als Begründung gab man den um ihren Patienten nicht wenig Besorgten an, es müsse ein besonderer Apparat angefertigt werden. Der Schlosser kam, aber auch seine Bemühungen, das Visier zu öffnen, waren erfolglos. Schon hatte Dr. B., der in dem engen Helm unter schrecklicher Atemnot litt, mit seinem Leben abgeschlossen, als die Ärzte eines der Familienmitglieder ins Vertrauen zogen. Dem gelang es denn auch sofort, den Helm zu öffnen. Die Abreise Professor Widals und seiner Kollegen soll dann etwas beschleunigt vor sich gegangen sein.

## Lustige Rundschau

* **Zeiten.** Die Mutter ging mit ihrer Tochter zum Fünfuhrtee. Ein Gent nahte sich ihrem Tische. „Darf ich um diesen Tanz bitten?“ verbeugte er sich vor der Tochter. Die Tochter erhob sich willig. Da verbeugte sich der Gent nochmals höflich — wie es sich gehört — gegen die Mutter und fragte: „Gestatten?“ Die Mutter stotterte verwundert: „Wieso? Ich denke, Sie tanzen jetzt mit meiner Tochter?“

**Peter Prior.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.